

Institut für Allgemeine und Typologische Sprachwissenschaft

LMU München

Peter-Arnold Mumm, Katja Hannß

Hinweise zu Zweck, Konzeption und Form einer wissenschaftlichen Hausarbeit

Stand 27. März 2020



Allgemeine und Typologische
Sprachwissenschaft

Inhalt

1. Zweck.....	1
❖ Eine wissenschaftliche Arbeit – Proseminar-, Hauptseminar-, Bachelor-, Master- und Doktorarbeit – dient dem Festhalten und Mitteilen selbstgewonnener wissenschaftlicher Erkenntnisse über einen Forschungsgegenstand.	
2. Konzeption.....	1
2.1. Worüber will ich schreiben und was will ich wissen?	1
❖ Festlegung des Gegenstandes, über den man schreiben möchte und Feststellung, was an diesem Gegenstand erklärungsbedürftig ist (das sog. Forschungsdesiderat); also: Was ist noch nicht erforscht; wo gibt es Widersprüche?	
❖ Fragen, die mithin zu beantworten sind: wer, was, wo, womit, warum, wie, wann, und gegebenenfalls wozu?	
❖ Die Feststellung des Forschungsgegenstandes erfolgt über seine Abgrenzung – des Gegenstands selbst, der gerade in Rede stehenden Aspekte oder Teile des Gegenstands und der verfolgten wissenschaftlichen Zielsetzung. Das geschieht am besten über eine möglichst genaue Definition des Forschungsgegenstandes.	
❖ Ist dies geschehen, kann man seine (vorläufige) Fragestellung formulieren.	
❖ Erst nach diesen Schritten kann man anfangen, das bereits vorhandene Wissen zu dem gewählten Forschungsgegenstand, also den Wissens- oder Forschungsstand zu ermitteln und darzulegen.	
2.1.1. Der Gegenstand.....	1
2.1.2. Die Abgrenzung	2
2.1.3. Die Frage.....	2
2.1.4. Der Wissensstand	3
2.2. In welcher Reihenfolge soll ich arbeiten und wie komme ich zu einer passenden Gliederung?	4
❖ Grundsätzlich gilt für Gliederung eine Einteilung in: Einleitung, Hauptteil und Schluss.	
❖ Besonders die Einleitung und natürlich der Hauptteil sind in sich selbst gegliedert; hier ein Vorschlag zur weiteren Ausgestaltung:	
✓ Vorstellung des Themas. Worüber will ich schreiben?	
✓ Allgemeiner Wissensstand zum Thema. Was weiß man bereits über die Sache, was nicht?	
✓ Daraus ergibt sich das Problem, dem man sich widmen will. Welche Wissenslücke will ich schließen? Wo will ich Klarheit stiften?	
✓ Fragestellung und Ziel. Wie pack ich's an? Was will ich erreichen?	
✓ Materialauswahl und Methodik: Wie und woran will ich meinen Gedankengang entwickeln?	
✓ Durchführung der Untersuchung / des Gedankengangs	
✓ Ergebnis	

2.2.1. Inventio „Findung“	5
2.2.2. Dispositio „Gliederung, Anlage“	5
2.2.3. Elocutio „sprachliche Ausgestaltung“	7
2.3. Für welchen Leser schreibe ich? Was muss ich erklären, was kann ich als bekannt voraussetzen?	7
❖ Bevor man mit der eigentlichen Schreibearbeit beginnt, ist es hilfreich, sich Gedanken um das Zielpublikum zu machen.	
❖ Hierbei helfen folgende Überlegungen:	
✓ was man ins Zentrum der Diskussion rücken und wie ausführlich man dabei sein muss,	
✓ was man als geteiltes Wissen stillschweigend voraussetzen kann,	
✓ und was man, als Erinnerungsstütze für den Leser und zur Abrundung der eigenen Argumentation, als akzeptiertes und nicht weiter diskutiertes Wissen in die Arbeit einflechten soll.	
2.4. Was ist guter wissenschaftlicher Schreibstil?	9
❖ Die Dos & Don'ts wissenschaftlichen Schreibens:	
✓ nicht ins Erzählen ableiten;	
✓ keine Form der persönlichen Meinung oder 'Einschätzung' vorbringen;	
✓ keine Anspielungen auf populärwissenschaftliche Vorstellungen und Gemeinplätze machen (mithin also keinen feuilletonistischen Stil pflegen);	
✓ wissenschaftliche Darlegungen sollen nicht 'unterhaltsam' sein und auch keine 'Spannung' einführen, sondern dienen der nüchternen und – soweit möglich – objektiven Darlegung und Diskussion wissenschaftlicher Daten.	
✓ Das Wort <i>ich</i> nur sparsam und in bestimmten Kontexten verwenden.	
✓ Den pluralis maiestatis gilt es zu vermeiden.	
2.5. Meine Arbeit quält mich. Wie schaffe ich es, sie fertigzukriegen?	11
3. Form	11
❖ Die korrekte Formatierung einer Arbeit ist das Handwerkszeug einer/s jeden Wissenschaftlerin/s, sozusagen der <i>bread-and-butter job</i> !	
❖ Nur gute Ideen alleine reichen nicht, man muss sie seinem Publikum auch entsprechend aufbereitet darbieten können.	
❖ Deswegen ist dieses Kapitel unbedingt zu lesen!	
3.1. Sprache	12
3.1.1. Passende Wortwahl	12
3.1.2. Orthographie	12
3.2. Textgestaltung: Hervorhebungen und Referenzen	13

3.2.1. Kennzeichnung objektsprachlicher Elemente	13
3.2.2. Kennzeichnung von Termini und Hervorhebung einzelner Wörter	14
3.2.3. Exkurs: Wort, Bedeutung, Begriff, Terminus	15
3.2.4. Kennzeichnung von Zitaten	16
3.2.5. Fußnoten und bibliographische Angaben im Text	18
3.2.6. Gestaltung des Literaturverzeichnisses	18
3.3. Äußere Gliederung	21
3.4. Schriftwahl und Seitenlayout	22
3.4.1. Die Wahl der Schrift	22
3.4.2. Seitenlayout.....	23
Literaturhinweise	24

1. Zweck

Eine wissenschaftliche Hausarbeit – Proseminar-, Hauptseminar-, Bachelor-, Master- und Doktorarbeit – dient ebenso wie ein veröffentlichter wissenschaftlicher Artikel (von dem sie sich nur durch ihren Prüfungscharakter unterscheidet) dem **Festhalten und Mitteilen selbstgewonnener wissenschaftlicher Erkenntnisse über einen Gegenstand**.

Bereits die Proseminararbeit, auch wenn sie noch am Beginn des Ausbildungswegs steht, soll selbstgewonnene Erkenntnisse enthalten und nicht nur Gelesenes reproduzieren. Korrekte Wiedergabe gedruckten Wissensgutes ist zwar auch wichtig, genügt aber nicht. Unerlässlich ist, sich nicht nur mit Lehrmeinungen, sondern in allererster Linie mit dem Gegenstand selbst auseinanderzusetzen. Solange dies nicht geschieht, bleiben auch die Lehrmeinungen bloße Meinungen, und der Umgang mit ihnen kriterien- und hilflos.

Nota bene: Am Beginn des Studiums, vielleicht auch noch am Ende mag man sich klein und unwissend fühlen. Die entscheidende Voraussetzung für wissenschaftliches Arbeiten bringt man aber schon mit: seinen eigenen Kopf. Mehr als das haben auch arrivierte Wissenschaftler nicht.

Seit dem ausgehenden 18. Jh. gehört es zum Wesen der universitären Ausbildung, Studierende mit Seminararbeiten zu überfordern und auf diese Weise ernstzunehmen. Siehe Pohl (2009) und Spoerhase (2010).

'Wissenschaft' heißt übrigens nichts anderes als 'Wissen' – nur mit der Besonderheit, dass es sich um auf allgemeingültige Erkenntnisse zielendes und systematisch verfolgtes Wissen handelt. Wissenschaft ist keine exotische Kunstfertigkeit im Hantieren mit Fachterminologie, ihr Ziel ist nicht die tiefsinnige Verfremdung klarer Sachverhalte, und ihr Wesen ist nicht elitär. Wissenschaft braucht Fachterminologie in dem Maße, wie die Alltagsterminologie unbrauchbar ist, zum Zweck der Klärung, nicht der Vernebelung. Ihre Sprache soll möglichst klar sein. Denn sie ist auf Mitteilung und Diskussion aus. Erkenntnisfortschritt gibt es nur durch den wissenschaftlichen Dialog.

2. Konzeption

2.1. Worüber will ich schreiben und was will ich wissen?

2.1.1. Der Gegenstand

Zur Wissenschaft gehört, zu wissen, was man tut. Die erste Bedingung einer wissenschaftlichen Arbeit ist, den **Gegenstand**, über den man etwas herausfinden will, zu benennen. Die zweite, anzugeben, was man an ihm für **erklärungsbedürftig** hält und demzufolge über ihn herausfinden will; oder was man an bereits gegebenen Erklärungen für **überprüfungsbedürftig** hält.

Einfach irgendetwas Richtiges zu schreiben ist sinnlos. Man muss dem Leser mitteilen, und das heißt auch selbst wissen, worum es geht und was man darüber wissen will und

warum. Einen althergebrachten Leitfaden für die allgemeineren Erkenntnisgesichtspunkte bieten die 'forensischen Topoi', d.h. die Fragen, die vor Gericht gestellt werden: *quis quid ubi quibus auxiliis cur quomodo quando* (*wer, was, wo, womit, warum, wie, wann*, und gegebenenfalls *wozu*). Je nach Thema sind diese oder jene Topoi wichtig, manchmal vielleicht sogar alle.

Hilfreich ist auch die Besinnung auf den 'springenden Punkt' (*punctum saliens*, ursprünglich 'das pulsierende Herz des sich entwickelnden Embryos'), den Kern der (Streit-)sache, um den alle weiteren Argumente aufgebaut werden.

2.1.2. Die Abgrenzung

Gegenstand plus Erkenntnisziel heißt Einschränkung. Wer weiß, was er über eine Sache herausfinden will, hat nicht mehr die Sache in all ihrer Breite zum Thema. Zur Benennung des Gegenstands und des verfolgten wissenschaftlichen Ziels gehört die **Abgrenzung** – des Gegenstands selbst, der gerade in Rede stehenden Aspekte oder Teile des Gegenstands und der verfolgten wissenschaftlichen Zielsetzung. Das erfolgt am besten über eine genaue Definition des zu untersuchenden Gegenstandes. Die Abgrenzung ist eine Frage der Genauigkeit in der Darstellung, enthält aber auch ein heuristisches Moment: Abgrenzung heißt 'Scharfstellung' des Gegenstandes und damit des Problems oder der Fragestellung. Ihr Maß liegt in der Zielsetzung der wissenschaftlichen Frage. Die Abgrenzung tritt nicht als eigener Punkt zur Zielsetzung hinzu, sondern ist die genaue Fassung der Zielsetzung. Seiten über Seiten mit Erläuterungen darüber zu verbringen, womit man sich nicht beschäftigen will, ist sinnlos. Unzweckmäßig und im Resultat falsch ist es aber auch, sich de facto mit einem viel engeren Thema als dem in der Überschrift angegebenen zu beschäftigen.

Z.B. sei das Thema "Der Hase in der Metaphorik der deutschen Sprache" gegeben. Ein Einleitungskapitel, das umständlich verneint, eine Kulturgeschichte des Hasen schreiben, das Panoptikum der in Literaturwissenschaft und Linguistik entstandenen Metapherntheorien berücksichtigen sowie eine historisch wie areal endgültige Abgrenzung des Deutschen von bloß verwandten Idiomen ("gehört zum Deutschen auch das Langobardische?") vornehmen zu wollen, ist nicht angebracht. Andererseits wäre es auch schlecht, sich in der Durchführung nur auf den in der Beschimpfung *Angsthase!* liegenden Vorwurf mangelnden Mutes zu beschränken, da es ja auch *Skihasen*, *alte Hasen* und einen *Hasen im Pfeffer* gibt.

Will ich über die Sprachgeschichte auf Malta schreiben, ist auch die politische Geschichte Maltas wichtig – aber eben nur, soweit sie sich auf die Sprachgeschichte auswirkt. Die Verhältnisse des Malteser Ordens zum Vatikan gehören wahrscheinlich weniger dazu.

2.1.3. Die Frage

Zum Herausfinden gehört, dass man etwas **Erklärungsbedürftiges** festgestellt hat. Erklärungsbedarf gibt es, wenn ein und dieselbe Sache sich in ganz unterschied-

lichen Formen zu zeigen scheint bzw. wenn ganz unterschiedliche Phänomene zusammengehörig scheinen; oder umgekehrt: wenn ähnliche Phänomene im Verdacht stehen, im Grunde ganz unterschiedlich zu sein. Dann stellt sich die Frage: Wie ist der Zusammenhang nun wirklich?

Z.B. will man die Bedeutung von deutsch *aber* bestimmen. Leicht findet man die Bedeutungskomponente 'Gegensatz'. Nun enthält deutsch *sondern* dieselbe Bedeutungskomponente 'Gegensatz', ist aber offensichtlich nicht synonym mit *aber*. Außerdem findet man Verwendungen wie *Das ist aber eine schöne Blume!*, die vielleicht gar keinen Gegensatz enthalten. Gibt es etwas Gemeinsames der verschiedenen Verwendungen von *aber*, und gibt es einen grundlegenden Unterschied zu *sondern*? Hier gibt es Erklärungsbedarf.

Oder man widmet sich schon existierenden Erklärungen und fragt sich, ob sie passen und stimmen. So etwa, wenn man eine bereits erprobte Theorie auf ein neues Gebiet anwenden und herausfinden will, ob und inwieweit die Theorie eben auch da zutreffend ist.

Gegeben ist z.B. eine Theorie über die Funktionen von Jugendsprache in Deutschland. Eine Frage kann nun sein: Ist das in Indonesien analog, oder findet man da Neues und Anderes – was vielleicht auch neue Erklärungsaspekte für Jugendsprache in Deutschland bringt? Oder auch: Was ergibt eine Feldforschung in München am Hasenberg!? Passen die Ergebnisse der eigenen Umfrage zu den bislang akzeptierten Theorien?

Die Benennung des Forschungsziels enthält also auch eine Vorstellung davon, was das zu Klärende ist.

2.1.4. Der Wissensstand

Hat man seinen Gegenstand, die mit ihm verbundene Unklarheit und das erstrebte Klärungsziel genannt, stellt man so gut wie immer fest, dass man nicht der erste ist. Schon andere haben über das Thema nachgedacht. Nimmt man seine Sache ernst, studiert man zunächst das **vorhandene Wissen**. Dabei wird sich die eigene Fragestellung läutern. In der Regel wird man aber auch feststellen, dass die schon geleisteten wissenschaftlichen Bemühungen nicht alle Fragen erledigt haben, vielleicht sogar zum großen Teil in die Irre gehen. In jedem Fall ergibt sich die Notwendigkeit einer Zusammenfassung / Systematisierung der einschlägigen Forschung.

Vollständig wird man den Forschungsstand erst im Rahmen einer Dissertation überblicken können. Für Seminar- und Bachelorarbeiten genügt es, anhand von Handbuchartikeln wichtige Strömungen und Ergebnisse der Forschung zu erfassen und verständlich zusammenzufassen. Es geht dabei nicht darum, die komplette Literatur zu einem Fach-/Sachgebiet (z.B. "Sprachkontakt") im Forschungsstand unterzubringen, sondern nur die, die für die eigene Fragestellung und das Ziel relevant ist. An-

dere Literatur, die sich auch mit dem Fach-/Sachgebiet beschäftigt, aber nichts mit der eigenen Fragestellung zu tun hat, kann und soll man auslassen. Man hat ja sowieso keine Zeit, alles durchzulesen. Wenn man ungelesene Titel ins Literaturverzeichnis packt, schmückt man sich nur mit fremden Federn (vgl. unten § 3.2.6).

Sinnlos ist es auch, den eigenen noch unvollständigen Überblick über die Forschung dadurch reparieren zu wollen, dass man ein der Forschungsgeschichte gewidmetes Kapitel aus einem Handbuch "nacherzählt". Solche Kapitel, ohnehin meist dicht geschrieben, sind oft schon für sich genommen schwer nachvollziehbar. Man sollte sie als Einladung lesen, sich mit der zusammengestellten Originalliteratur zu befassen. Tut man das nicht und dünnt stattdessen den gerafften Forschungsüberblick noch weiter aus, landet man leicht bei einem schülerhaften Aufsagen unverstandener Argumente flüchtig bekannter Autoren.

Keinesfalls soll man den Forschungsüberblick nach dem Muster abfassen "Meier sagt dies, Müller sagt jenes, Schmidt und Huber sagen noch anderes. Das zeigt, dass der Gegenstand komplex ist und nur naive Menschen sich ein Urteil anmaßen. Ich bin nicht so naiv und schließe mich im folgenden Müller an, mit ein bisschen Meier. Warum, weiß ich auch nicht. Aber so muss man es doch machen in der Wissenschaft." Nein, so muss man es nicht machen. Es gibt zwar genügend deprimierende Beispiele wissenschaftlicher Einführungs- und Überblickswerke, die im Grunde nur sorgfältig verwaltete Meinungsparaden sind. Aber diesen Beispielen soll man sich nicht anschließen. In der Wissenschaft geht es darum, Ordnung ins vorhandene Wissen bringen, Korrekturen anzubringen und neue Erkenntnisse zu erzielen.

Eine Hürde für den adäquaten Umgang mit dem vorhandenen Wissen ist der **allzugroße Respekt**, den der Student den Lehrpersonen und ihren Skripten und Büchern entgegenbringt. Auch arrivierte Wissenschaftler können sich aber täuschen oder sogar die Dinge aus ideologischen Gründen verdrehen. Dagegen hilft Widerspruchsgeist. Ohne Widerspruchsgeist, durch Logik kontrolliert, entsteht kein wissenschaftlicher Gedanke.

Das hat allerdings nichts mit einem 'Recht auf eigene Meinung' zu tun! **Meinungen**, d.h. Ansichten, die auf persönlichen Vorlieben beruhen statt auf sachlichen Gründen, haben in der Wissenschaft nichts zu suchen. Kritik muss immer sachlich begründet sein. In der Wissenschaft gibt es kein Recht auf eine Ansicht getrennt von sachlichen Gründen. Wer sich durch Kritik beleidigt fühlt, soll die Finger von der Wissenschaft lassen, ebenso wie der, der zu wohlbegründeter Respektlosigkeit nicht den Mut findet.

2.2. In welcher Reihenfolge soll ich arbeiten und wie komme ich zu einer passenden Gliederung?

Hier hilft ein Ausschnitt aus der traditionellen **rhetorischen Lehre von den Stadien der Verfertigung einer guten Rede**. Eine wissenschaftliche Hausarbeit ist nämlich

nichts anderes als eine (wissenschaftliche) Rede. Nur spart man sich den mündlichen Vortrag und die damit verbundenen Mühen. Stattdessen wird der schriftliche Text um viele inhaltliche Details angereichert – der Leser kann ja im Text vor- und rückwärts springen, um nachzudenken, und halt machen, wo er will. Im Kern bleibt die Hausarbeit aber eine Rede.

2.2.1. Inventio „Findung“

S. o. § 2.1. Man wählt einen Gegenstand unter einem klärungsbedürftigen Gesichtspunkt und formuliert sein Klärungsziel. Dann folgt die Sondierung der Literatur. Dies führt oft zu einer Modifikation des Klärungsziels, diese wiederum evtl. zu einer neuerlichen Literatursondierung. Bei alledem denkt man über seinen Gegenstand nach und macht unterwegs evtl. den ein oder anderen Gliederungsentwurf. Die Momente greifen ineinander und befruchten einander wechselseitig.

2.2.2. Dispositio „Gliederung, Anlage“

Die gefundenen Gedanken müssen sortiert und "auf die Reihe gebracht" werden.

Wie die Gliederung des Hauptteils aussehen soll, hängt sehr von der Themenstellung ab. Soll ein begrenztes Material einer klar definierten Frage unterworfen werden, mag sich die Gliederung fast von selbst ergeben. Offenere Themenstellungen, die den Schreiber zwingen, das Material genauer auszuwählen und die Frage genauer einzugrenzen, erfordern größere Kreativität. Meist wird der Schreiber die Gliederung dann bis zum Schluss immer wieder umgestalten.

Ein vielfach bewährtes, im Einzelfall je neu anzupassendes Gliederungsmuster ist:

1. Vorstellung des Themas. Worüber will ich schreiben?
2. Allgemeiner Wissensstand zum Thema. Was weiß man bereits über die Sache, was nicht?
3. Daraus ergibt sich das Problem, dem man sich widmen will. Welche Wissenslücke will ich schließen? Wo will ich Klarheit stiften?
4. Fragestellung und Ziel. Wie pack ich's an? Was will ich erreichen?
5. Materialauswahl und Methodik: Wie und woran will ich meinen Gedankengang entwickeln?
6. Durchführung der Untersuchung / des Gedankengangs
7. Ergebnis

Das ist nur eine ungefähre Vorgabe für die Gliederung. Je nach Thema und Anlage der Arbeit können einzelne Punkte wegfallen, implizit im Hintergrund bleiben oder mit anderen Punkten verschmelzen.

Neben die eigentliche, dem Aufbau des Gegenstands gewidmete Sacherklärung tritt immer wieder die **methodologische** Überlegung zum Aufbau der Erklärung.

Mit 'Methodologie' ist dabei nicht die Bezugnahme auf einen gedachten – und im Grunde fiktiven – Vorrat kanonisierter Methoden gemeint ('*der Jakobsonsche Strukturalismus*', '*der Hallidaysche Funktionalismus*' usw.), sondern die ausdrückliche Rechenschaft über die eigene Argumentationslinie (die natürlich von Jakobson, Halliday usw. inspiriert sein kann).

Diese **methodologische Selbstreflexion** des wissenschaftlichen Gedankengangs muss erstens der Schreiber für sich selbst immer wieder anstellen. Hier kann helfen, eine Rohfassung der Einleitung mit Angabe von Gegenstand, Ziel, Abgrenzung, Gliederungsplan und angedeutetem Ergebnis mehrmals zu schreiben: einmal am Anfang, um sich selbst zu orientieren, und zwischendurch aus demselben Grund. Am Schluss schreibt man dann die endgültige Fassung, wenn klar ist, wie der gesamte Gedankengang wirklich gelaufen ist.

Zweitens kann es für den **Leser** hilfreich sein, immer wieder gesagt zu bekommen, wie weit der Gedankengang gediehen ist und was noch aussteht ('amerikanischer / anglophoner' Stil). Demnach enthält jedes Kapitel (bzw. jeder größere Abschnitt, jeder Hauptparagraph o.ä.) eine kurze Einleitung, die die Argumentation, den Datenbezug und die Ergebnisse des Kapitels schon einmal andeuten, und am Ende eine kurze Zusammenfassung und einen Hinweis darauf, wie die Ergebnisse im nächsten Kapitel weitergeführt werden. Etwa:

4. Syntaktische Faktoren

4.1 Vorbemerkungen

Nachdem in Abschnitt 3.x gezeigt wurde, dass das Pronomen der ersten Person Singular paradigmatisch über eine eigenständige Agensmarkierung verfügt, soll in diesem Abschnitt der Frage nachgegangen werden, inwieweit auch andere, vornehmlich syntaktische Faktoren diese Markierung bedingen. Hierzu sollen die wichtigsten syntaktische Parameter (Diathese, Topikalisierung, Kausativierung) in Ansatz gebracht werden. [...]

4.x Ergebnisse oder Zusammenfassung oder Folgerungen

Offenbar ist die Agensmarkierung der ersten Person Singular kein rein semantisches Phänomen, sondern auch durch syntaktische Verfahren bedingt. Hierbei spielen besondere Momente der Diathese eine Rolle, während Topikalisierung und Kausativierung offenbar nicht wirksam sind. Im nächsten Abschnitt soll daher der Frage nachgegangen werden, welche funktionalen Bereiche der Diathese im gegebenen Kontext zum Tragen kommen. Hierbei wird deutlich werden, dass besonders sozial-deiktische Faktoren der Diathese relevant sind.

5. Funktionen der Diathese im X [...]

Für die **Gesamtgliederung** gilt: Die alte Dreiteilung in Einleitung, Hauptteil und Schluss ist nicht schlecht. Die Funktion der Einleitung wurde schon beschrieben. Der Schluss soll das Ergebnis zusammenfassen und in den Kontext verwandter Fragen und Antworten einordnen, ggf. noch den Ausblick auf weitere Forschung geben bzw. auf die durch die eigene Forschung neu aufgeworfenen Forschungsfragen verweisen. Er soll eine noch einmal frisch durchdachte Zusammenfassung sein und nicht bloß eine wörtliche Wiederholung des Gesagten in kondensierter Form. Eine Zusammenfassung soll überzeugend sein und neugierig machen. Sie muss deshalb mehr als nur einen Bruchteil der Arbeit ausmachen.

Auf die Formulierung des **Titels** ist besondere Sorgfalt zu verwenden. Wer sein Thema verfehlt, enttäuscht nicht nur den Leser, sondern zeigt auch, dass er sein eigenes Konzept nicht im Griff hat. Der Titel soll das Thema genau treffen, nach Möglichkeit also Gegenstand und Untersuchungsgesichtspunkt andeuten und dabei knapp sein.

2.2.3. Elocutio „sprachliche Ausgestaltung“

Die sortierten Gedanken müssen formuliert werden. In Phase 1 und 2 wurden sie nur vorläufig formuliert. Jetzt, in Phase 3, kommt die sprachliche Ausgestaltung zu einem zusammenhängenden Text – die auch wieder auf die Gedanken zurückwirkt. Die Elocutio ist die schwierigste Phase. Alle Momente von Inhalt und Form greifen hier ineinander.

Zunächst hierzu zwei Abschnitte über das anvisierte Zielpublikum und über guten Schreibstil. Später, im Kapitel 3 über die äußere Form der Arbeit, weitere Überlegungen zum Verhältnis von Denken und Sprechen.

2.3. Für welchen Leser schreibe ich? Was muss ich erklären, was kann ich als bekannt voraussetzen?

Hausarbeiten schreibt man für den **akademischen Lehrer**. Aber nicht nur für ihn. Denn die wissenschaftliche Hausarbeit ist eine **Übung im Schreiben fürs Fachpublikum**. Das ist ein hoher Maßstab. Aber man muss ihn ernstnehmen – auch wenn man der festen Überzeugung ist, ihm nur sehr annähernd genügen zu können (s. o. § 1).

Das Fachpublikum ist keine fixe Größe. Innerhalb der Sprachwissenschaft gibt es viele spezialisierte Kreise. Will man die Klientel einer bestimmten theoretischen Schule ansprechen oder versuchen, für möglichst viele Linguisten verständlich zu

sein? Will man sich exklusiv an die Kenner einer bestimmten Sprachfamilie wenden und ein Spezialproblem lösen, von dem nur diese Kenner wissen, oder will man dieses Spezialproblem lösen und damit zugleich eine Frage beleuchten, die von generellem linguistischen Interesse ist?

Der – und sei es nur in der Phantasie durchlaufene – Gedanke an solche unterschiedlichen Leserkreise hilft, das eigene Thema scharfzustellen (s. o. § 2.1.2). Zugleich hilft die Vorstellung eines engeren oder weiteren, mit größerem oder geringerem Vorwissen ausgestatteten Publikums bei der Entscheidung,

- was man ins Zentrum der Diskussion rücken und wie ausführlich man dabei sein muss,
- was man als geteiltes Wissen stillschweigend voraussetzen kann,
- und was man, als Erinnerungsstütze für den Leser und zur Abrundung der eigenen Argumentation, als akzeptiertes und nicht weiter diskutiertes Wissen in die Arbeit einflechten soll.

Den Hintergrund des Themas der Arbeit kann man stillschweigend voraussetzen oder wie festes Wissen mit einigen Federstrichen skizzieren. Den Fokus der Frage muss man dem eigenen Urteil unterwerfen.

Will ich über z.B. den theoretischen Begriff "Morphem" schreiben, muss ich meine Auffassung davon explizit machen und den Begriff definieren (zumindest für meine eigene Arbeit). Will ich aber über z.B. "Sprachkontakt in XY" schreiben, kann ich beim linguistikkundigen Leser den Begriff des Morphems als bekannt voraussetzen und muss das dann nicht definieren. Wenn der Sprachkontakt aber besondere morphologische Auffälligkeiten zeigt, kann eine nähere Betrachtung des Morphembegriffs nötig werden.

Beim Thema "Der Hase in der Metaphorik der deutschen Sprache" (s. o. § 2.1.2) kann es vielleicht wichtig werden, die zeitliche und räumliche Ausdehnung des Deutschen näher anzuschauen. Aber eben nur, soweit es dem Thema dienlich ist.

Die Scheidung und unterschiedliche Behandlung von Fragefokus und –hintergrund und die zielsichere Adressierung des Publikums ist eine hohe Kunst, die nur wenige beherrschen. Man kann es auch niemals allen recht machen.

Für die Hausarbeit bis hin zur Masterarbeit empfiehlt es sich, an seine **eigenen Erfahrungen im Studium** zu denken. Da war man doch für Hintergrundinformationen und lückenlose Gedankengänge immer recht dankbar. So vermeidet man auch den Fehler, wichtige Argumentationsschritte auszulassen, "weil sie der Kursleiter schon kennt".

NB: Beim Leser großes Wissen vorauszusetzen ist höflich; zuvorkommend aber ist es, das Gegenteil zu tun und das Wissen explizit zu machen. Es geht um die **Verge-**

genwärtigung des wissenschaftlichen Gedankengangs. Das ist auch eine gute Übung in der Kunst des sorgfältigen Schreibens.

2.4. Was ist guter wissenschaftlicher Schreibstil?

Guten wissenschaftlichen Schreibstil erwirbt man nur durch jahrelange Übung. Manche, darunter auch Professoren, erwerben ihn nie. Zum guten Stil gehören die Beherrschung des Deutschen und speziell der deutschen Wissenschaftssprache (ein Kapitel für sich), deren gezielter Einsatz für sachliche und logische Kategorien, und bei alledem größtmögliche Einfachheit. Im Folgenden ein paar Tipps.

Die Notwendigkeit, leserfreundlich zu schreiben, darf nicht zu dem Missverständnis führen, am besten gleich ganz aus dem wissenschaftlichen Gedankengang herauszufallen. Der Schreiber soll nicht ins Erzählen abgleiten, er soll die Form der persönlichen Meinung oder 'Einschätzung' vermeiden (*ich finde/meine, dass ...*), er soll keine Anspielungen auf populärwissenschaftliche Vorstellungen und Gemeinplätze (*das Französische ist elegant, die chinesische Kultur ist für die Europäer fremdartig ...*) und keine schiefen Vergleiche aus dem praktischen Leben (*mit der menschlichen Sprache verhält es sich im Grunde wie mit den Bienen ...*) einflechten, und er soll seine Darlegungen nicht 'unterhaltsam' machen (*interessant ist auch noch ...*) und auch keine 'Spannung' einführen und das Ergebnis erst wie den Mörder im Krimi am Schluss verraten. Spannend an einer wissenschaftlichen Arbeit ist weniger das nackte Ergebnis als vielmehr die Durchführung des Beweises am Material. Und alle Personalisierung und Popularisierung führt nicht zur Sache hin, sondern von ihr weg.

Damit ist auch die berühmte Frage gestreift, ob der wissenschaftliche Autor das Wort *ich* verwenden darf. Wenn das Wort *ich* dazu dienen soll, etwas zu erzählen (*auf den Plan zu dieser Arbeit kam ich ganz zufällig ...*), oder dazu, eine sachliche Begründung zu unterschlagen (*ich aber meine ...*), dann ist es verboten. Wenn es andeuten soll, dass der Autor dem Leser keine größere Sicherheit vorgaukeln will als er selber erlangen zu können glaubt (*nach Abwägung aller Gesichtspunkte übersetze ich diese Stelle wie folgt ...*), oder wenn es Entscheidungen auf der Darstellungsebene – die ja weniger stringent sind als Entscheidungen auf der sachlichen Ebene – explizit machen soll (*auf eine umständliche Erörterung dieses Nebenthemas verzichte ich hier*), ist es erlaubt.

Und wann passt das Wort *wir*? Den pluralis maiestatis sollte sich niemand angewöhnen. Das Wort *wir* ist nur angebracht, wenn tatsächlich von mehreren Personen die

Rede ist. Das kann ('exklusives *wir*') ein Autorenkollektiv sein; dann sollte *wir* ebenso verwendet bzw. vermieden werden wie *ich*. Oder es wird mit 'inklusivem *wir*' die Gemeinschaft von Schreiber und Leser angesprochen. Dies kann bei orientierenden Einschüben sinnvoll sein (*wir hatten bereits gesehen, dass ... nun stellt sich aber heraus ...*) oder auch weniger sinnvoll (*wir wollen nun zum nächsten Punkt übergehen*).

Für den wissenschaftlichen Schreibstil bewährt sich alles in allem die Faustregel: Beim Schreiben immer an den Leser denken (s. o. § 2.3) und jeden Schritt absichern. Der Leser, selbst der akademische Lehrer, hat die Sache, über die man schreibt, weniger gut im Kopf, als man meint! Im Zweifelsfall lieber ausführlicher sein und auch scheinbar Selbstverständliches notieren. Das dient auch der Selbstkontrolle. Oft genug verliert das scheinbar Selbstverständliche beim Niederschreiben seinen plausiblen Charakter, und man muss es erst begründen oder korrigieren oder sogar verwerfen.

Zum Schreibstil gehört auch die Verwendung von Fußnoten.¹ Fußnoten dienen der Andeutung oder Ausführung von Nebengedanken, Zusatzüberlegungen, Zusatzinformationen. Gegenmeinungen zur eigenen Position soll man nicht in Fußnoten verbannen, so als ob andere wissenschaftliche Auffassungen von vornherein nur ein "übrigens" verdient hätten. Wer sie ernst nimmt, nimmt sie in den Fließtext auf und diskutiert sie dort. Sind sie aber irrelevant für die eigene Argumentation, braucht man sie auch nicht in eine Fußnote zu packen.

Da es zu Nebengedanken nun bei jedem Thema zahllose Gelegenheiten gibt, tut Disziplin not. Generalregel: Eine Arbeit – eine Argumentationslinie. Zusatzüberlegungen oder -informationen sollen nur dann in die Arbeit aufgenommen werden, wenn sie in irgendeiner Weise der Ausführung der Hauptargumentationslinie dienen, nicht, wenn diese umgekehrt nur den Anlass zur sonst funktionslosen Fußnote bietet. Also Vorsicht mit "übrigens" und "a propos"! Zur Not gibt es noch die Möglichkeit des Exkurses, für Teile der Materialsammlung oder -beurteilung, die der straffen Gliederung zum Opfer gefallen, aber an sich nützlich sind. Siehe auch unten § 3.3.

¹ "In der alten Welt war das Lieblingskind deutschsprachiger wissenschaftlicher Literatur, die Fußnote, dieses Grab fröhlichen und unbeschwerten Schreibens, noch unbekannt." (Loretz, Oswald. 1996. *Ugarit und die Bibel. Kanaanäische Götter und Religion im Alten Testament*. 2. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft: 35.)

2.5. Meine Arbeit quält mich. Wie schaffe ich es, sie fertigzukriegen?

Wer sein Thema von vornherein für blöd hält, wird die Arbeit tatsächlich nur zähneknirschend zustandebringen. Bei einem wissenschaftlichen Studium wird man aber irgendwann ein wissenschaftliches Interesse am Gegenstand entwickeln. Dann schließt sich der Kreis zu § 1: Wer sich entschließt, sich von der Fülle der Fakten und Theorien nicht einschüchtern zu lassen, wird die Freiheit, die der Gebrauch des eigenen Kopfs bedeutet, zu schätzen lernen, aber auch die damit verbundene Anstrengung zu spüren bekommen.

Wohl kein Wissenschaftler hat seine eigene Arbeit nicht wenigstens einmal im Lauf ihrer Entstehung verflucht und sich selber gleich mit. Das hängt mit der Enttäuschung über das Missverhältnis zwischen der ungeheuren, immer wieder die eigenen Kräfte überfordernden Anstrengung und dem wenig fulminanten Ergebnis zusammen.

Gegen solche Sinnkrisen gibt es die folgenden tröstenden Worte. Erstens ehrt es den Schreiber, wenn er sich anstrengt und sich über das Resultat dennoch keine Illusionen macht. Zweitens wäre es an sich extrem unwahrscheinlich, wenn der Baum der Erkenntnis angesichts der vielen tätigen Wissenschaftler immer noch voller goldener Früchte hinge, die man einfach nur pflücken müsste. Mühsal ist der wissenschaftliche Normalzustand. Drittens ist auch ein wenig fulminantes Ergebnis nicht nichts. Auch wenn der Schreiber es "nur" zu einer klar gegliederten und bewerteten Bestandsaufnahme einiger wichtiger Lehrmeinungen bringt und an der Sache selbst nichts neues herausfindet, kann dieses Ergebnis zu einer klareren Sicht der Dinge verhelfen. Ebenso gilt: Auch ein negatives Ergebnis (*Der anfangs vermutete Zusammenhang existiert nicht*) ist ein Ergebnis! Und schließlich hat der, der bei kompliziertem umfangreichen Material die Ruhe zu bewahren gelernt und sich in Geduld, Beharrlichkeit und kreativer Intelligenz geübt hat, einige von den berühmten 'Schlüsselqualifikationen' erworben, die heute nach allgemeiner Meinung für den Arbeitsmarkt wichtig sind.

3. Form

Eine gepflegte äußere Form einer wissenschaftlichen Hausarbeit ist kein bloßer Zierat und dient nicht nur dem Erwerb von Fleißpunkten. Sie dient dazu, die Gedanken so klar und eingängig wie möglich zum Ausdruck zu bringen. Leser haben wenig Zeit und Geduld! Treffende Wortwahl, korrekte Rechtschreibung, übersichtliche Textgestaltung und ansprechende Formatierung sollen es dem Leser so leicht wie möglich

machen. Fehlt die Sorgfalt in der Form, ist das erstens unklug und unhöflich – man soll den Leser ja nicht vergrämen – und zweitens meistens auch ein Zeichen mangelhafter inhaltlicher Durchdringung.

Übrigens haben auch Prüfer wenig Zeit und Geduld. Strategisch gesehen ist es nicht klug, einem Prüfer mit einer ungepflegten Arbeit das Leben schwer zu machen und ihn zum wohlwollenden Versuch zu zwingen, aus einer schlampigen Form irgendeinen möglicherweise intelligenten Gedanken herauszuklauben.

3.1. Sprache

In §§ 2.2.3, 2.3 und 2.4 war bereits von der Sprache die Rede. Oberstes Gebot in einer wissenschaftlichen Arbeit ist eine klare Sprache. In einer unklaren Sprache hat ein klarer Gedanke keinen Platz. Die Sorge um richtige Wortwahl und richtige Wort- und Satzverbindungen begleitet den gesamten Entstehungsprozess der Arbeit. Sie dient der Klärung der eigenen Gedanken und der Verständlichkeit beim Leser.

Selbstverständigung und Kommunikation sind im Kern ähnlich. Hier wie dort liegt die Frage zugrunde: Ist das, was ich gestern geschrieben habe, für mich auch heute noch – und damit hoffentlich auch für andere – verständlich und nachvollziehbar? Nirgends hängen Sprechen und Denken enger zusammen als in der Wissenschaft.

Die Pflege der Wortwahl und der Ausdrucksweise gehört ebenso zum Inhalt wie zur Form.

3.1.1. Passende Wortwahl

Die Frage, was zu einer klaren Sprache gehört, beschäftigt die Rhetorik seit der Antike. Asmuth (2003) benötigt 60 Handbuchspalten, um die Entwicklung der Ideen zur *perspicuitas* darzustellen, der Klarheit und 'Durchsichtigkeit' einer Sprache, durch die hindurch man die Gedanken erkennen kann.

3.1.2. Orthographie

Wenn man Wörter falsch schreibt und, Kommas an der falschen, Stelle setzt stört das in jedem Fall den Lesefluss. Manchmal wird, der Gedanke ganz, Unverständlich. Bitte beachten Sie daher die **Regeln des Rats für deutsche Rechtschreibung**:

<https://www.rechtschreibrat.com/regeln-und-woerterverzeichnis/> (20.03.2020)

Dort auch Hinweise zu Interpunktion, korrekter Setzung von Leerschritten usw.

Übrigens: Es gibt dort auch Regeln für den **Kommasatz**. Ein Komma setzt man **nicht** genau dann, wenn man Luft holt. Kommas sind auch weder eine Ressource, mit der man sparsam umgehen müsste, noch ein Vorrat orthographischer Kostbarkeiten, den man zum Nachweis des Schriftlichkeitscharakters großzügig über den Text verstreuen sollte.

Die fertig geschriebene Arbeit ist auf Fehler durchzulesen. Nicht-Muttersprachler sollten ihren Text von einem Muttersprachler gegenlesen lassen.

3.2. Textgestaltung: Hervorhebungen und Referenzen

Die Textgestaltung hebt die inneren und äußeren Bezüge des Texts optisch gegeneinander ab.

3.2.1. Kennzeichnung objektsprachlicher Elemente

Sprachwissenschaftler schreiben mit sprachlichen Mitteln über sprachliche Mittel (s. o. § 2.1.1). Überall muss formal klar geschieden sein, was die Worte des Schreibers sind und was die Worte, über die er schreibt.

Buchstaben, Wortformen, Wörter und Sätze, die Gegenstand der linguistischen Untersuchung ("objektsprachliche" Elemente) sind, werden *kursiv* gesetzt. **Bedeutungen** werden in *einfache Anführungsstriche* gesetzt.

Z.B.: Die Bedeutung des Worts *Arbeit* hat sich vom Mittel- zum Neuhochdeutschen signifikant verschoben, von 'Mühe, Mühsal, Not' zu 'produktive (berufliche) Tätigkeit des Menschen' (dwds) ...

Nicht: Die Bedeutung des Worts 'Arbeit' hat sich ...

Nicht: Die Bedeutung des Worts Arbeit hat sich ...

Jeder fremdsprachliche Beleg muss über seine Quelle zitiert werden (hierzu tritt die Angabe der Sprache), es sei denn, Sprache und Quelle sind aus dem Zusammenhang klar. Also:

(x)	<i>okul-da</i>	<i>tören</i>	<i>var-di</i>	(Türkisch; Kulin 1984: 23)
	school-loc	ceremony	exist-PAST	
	'There was a ceremony in the school.'			

Jedes zitierte Satzbeispiel (oder Fragment) erhält eine Nummer [im obigen Beispiel (x)]. Die Nummerierung ist durchlaufend, fängt also nicht in jedem Kapitel neu an (es sei denn, man schreibt ein Buch).

Bei Interlinearversionen (ein **Muss** für alle Satzbelege) gilt: Sprachbeleg in Kursiv, Morpheme werden abgetrennt (soweit möglich), Glossen (Englisch) nebst grammatischen Glossen (10pt Kapitälchen) passgenau per Tabulator gesetzt (unter jedes fremdsprachliche Wort). Darunter kommt die Übersetzung.

Die Regeln für linguistische Glossierung sind in den *Leipzig Glossing Rules* formuliert (s. u. Literaturverzeichnis).

Fremdsprachige Quellen und Belege müssen in wissenschaftlichen Arbeiten dann

nicht ins Deutsche übersetzt werden, wenn das Verständnis der betreffenden Sprache beim Leser vorausgesetzt werden kann.

Die **Transliteration** von nicht-lateinschriftlichem Sprachmaterial (Griechisch, Armenisch, Russisch, Japanisch ...) erfolgt nach heute üblichen Transliterationsregeln. (Das heißt auch, dass die Schreibung von aus älterer Literatur entnommenen Sprachbelegen ggf. nach neuen Prinzipien normalisiert werden muss – außer natürlich innerhalb wörtlicher Zitate, s. o.)

3.2.2. Kennzeichnung von Termini und Hervorhebung einzelner Wörter

Sprachwissenschaftler grenzen ein und stellen scharf. Dafür übernehmen sie fachsprachliche **Termini** oder definieren sie selbst (s. o. § 2.1.2). Solche Termini verlangen als kondensierte Überlegungen und Definitionen besondere Aufmerksamkeit und sollten im Text hervorgehoben werden.

Fachsprachliche Termini aller Art, auch fremdsprachige Termini, die (noch) keine (gängige) deutsche Entsprechung haben, werden in der Regel **kursiv** gesetzt, es sei denn, der Terminus selbst ist schon Standard. Also:

Die Tatsache, dass das Reflexivum eine Sonderform für den *objective* hat, kann anhand folgender Sätze belegt werden... (fiktives Beispiel)

Ungeachtet der vielfältigen Deutungsprobleme des antiken Materials scheinen auch die in Kapitel 6 besprochenen Zeugnisse griechischer und römischer Autoren eine ausgesprochene *longue durée* des Motivs der mythischen, anderweltlichen Insel bei den Kelten der europäischen Atlantikküsten nahezulegen. (Egeler, Matthias. 2015. *Avalon, 66° Nord*. Zu Frühgeschichte und Rezeption eines Mythos. Berlin & Boston: De Gruyter (= Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Hg. von Heinrich Beck et al., Band 95): 457)

Selbstgeprägte Termini werden ebenfalls kursiv gesetzt:

Das, was als Zeichen operiert (d.h. was die Funktion hat, etwas zu bezeichnen) nennt man *Zeichenträger*; die Handlung des mittelbaren Notiznehmens wird *Interpretant* genannt und von einem *Interpreten* ausgeführt; das, wovon mittelbar Notiz genommen wird, nennen wir *Designat*. (Morris, Charles [1938]. "Grundlagen der Zeichentheorie: Semiotik", in: Hoffmann 2010: 112)

Bisweilen gehen terminologische Prägung und **Hervorhebung** eines Worts im Text ineinander über:

Relativ selten wurde in diesem Prozeß darüber nachgedacht, was es eigentlich bedeuten würde, wenn man das Stichwort "Pragmatik" [...; das Wort ist hier in Anführungszeichen gesetzt, um anzudeuten, dass es einem Diskurs entnommen ist, Anm. d. Verf.] ernst nähme, wenn man also tatsächlich eine *Handlungstheorie von Sprache*, genauer: wenn man eine *Theorie des sprachlichen Handelns* entwickelte. (Ehlich, Konrad [1998]. "Funk-

tionale Pragmatik – Terme, Themen und Methoden", in: Hoffmann 2010: 215)

Will man sonst ein Wort mit besonderem Nachdruck versehen ('hervorheben', 'fokussieren', 'emphatisch' gebrauchen), kann man es auch **fett** oder **gesperrt** oder, wie in diesen Hinweisen, **fett kursiv** setzen.

3.2.3. Exkurs: Wort, Bedeutung, Begriff, Terminus

Wort, Bedeutung und **Begriff** sind drei verschiedene Dinge.

Wörter sind Elemente des Lexikons einer Sprache. Wörter haben eine Lautgestalt und eine **Bedeutung**.

Begriffe sind gedankliche Leistungen, die nicht direkt an einen bestimmten sprachlichen Ausdruck und seine Bedeutung gebunden sind. Z.B. kann man sich einen Begriff von der heutigen Erwerbsarbeit machen, wie sie funktioniert, wer hier welche Rolle spielt, wie sie sich zu Formen von Arbeit verhält, die nicht dem Erwerb dienen usw. Dementsprechend sagt man *Ich kann mir keinen rechten Begriff davon machen; das ist für menschliche Begriffe unmöglich; das gibt einen ungefähren Begriff davon; Ich hatte einen dunklen Begriff (= eine dunkle Ahnung) davon, daß ihr ein Unglück widerfahren ... sei* (Belege aus dwds s. v.)

Wörter wie *Arbeit, Natur, Silber* werden heute häufig "Begriffe" genannt. Das ist falsch. Kenne ich ein Wort wie *Silber* und weiß es ungefähr richtig anzuwenden, habe ich noch lange keinen Begriff von den natürlichen Eigenschaften dieses Metalls, von seinem Vorkommen und seiner Gewinnung, seinen ökonomischen und kulturellen Eigenschaften. Umgekehrt mag jemand das alles wissen, aber das Wort *Silber* nicht kennen, weil er kein Deutsch kann.

In **terminologischen Definitionen** werden Begriffe an Wortbedeutungen geknüpft. **Termini** sind daher am leichtesten anfällig für die Verwechslung von Wortbedeutung und Begriff und für den metonymischen Übergang zwischen beiden. Dennoch lässt sich beides korrekt auseinanderhalten, wie in den folgenden beiden Zitaten:

Die Sprechhandlung kann in einer gemeinsamen („face-to-face“-) Situation der Mündlichkeit realisiert („Diskurs“), aber auch in ihrem Resultat raumzeitlich transferiert werden („Text“). Der **Textbegriff** [Hervorh. d. Verf.] wird analytisch aus der Theorie sprachlichen Handelns entwickelt: Texte gewinnen die für sie charakteristische Überlieferungsqualität auf der Grundlage einer „zerdehnten Sprechsituation“ (Ehlich). Kritisiert wird damit ein weiter Textbegriff, der jegliches Äußerungsergebnis umfasst. (Hoffmann 2010: 160)

Hier geht zugleich um die theoretische Entwicklung eines Begriffs vom Text als auch um die terminologische Präzisierung der fachsprachlichen Bedeutung des Worts *Text*.

[...] Tatsache, daß alles sprachlich Deiktische deshalb zusammengehört, weil es nicht im Symbolfeld, sondern im *Zeigfeld* der Sprache die Bedeutungserfüllung und Bedeutungspräzision von Fall zu Fall erfährt; und *nur* in ihm *erfahren kann*. Was ‚hier‘ und ‚dort‘ ist, wechselt mit der Position des Sprechers genau so, wie das ‚ich‘ und ‚du‘ mit dem Umschlag der Sender- und Empfängerrolle von einem auf den anderen Sprechpartner überspringt. Der **Begriff Zeigfeld** [Hervorh. d. Verf.] ist berufen, diesen uns ebenso vertrauten wie merkwürdigen Tatbestand zum Ausgang der Betrachtung zu machen. (Bühler, Karl. 1934. Sprachtheorie, zit. nach Hoffmann 2010: 97)

Hier geht es zugleich (a) um die theoretische Entwicklung der in einem Begriff zusammengefassten Gesamtheit der auf die Deixis bezogenen Mittel einer Sprache und (b) um die terminologische Einführung des Wortes *Zeigfeld*.

Verfänglich und vermutlich falsch ist aber:

Ferdinand de Saussure hat die Begriffe *langue* und *parole* eingeführt. (aus einer Seminararbeit).

Definitiv falsch ist:

"*Shrimp* ist der englische Begriff für kleine Garnelen." (WDR III, 7. Dezember 1998, 6¹⁰ Uhr, Lebensmittelreport; zit. nach Vater, Heinz. 2000. "Begriff statt Wort – ein terminologischer Wirrwarr". *Sprachreport* 4: 11–13.)

Der Aufsatz von Heinz Vater wird zur Lektüre empfohlen. Linguisten müssen Wort, Bedeutung, Begriff und Terminus auseinanderhalten. Linguisten untersuchen in der Regel Wörter und ihre Bedeutungen. Dabei verwenden sie Termini. Manchmal untersuchen sie Termini. Manchmal untersuchen sie auch Begriffe unabhängig von deren Bindung an Wörter.

3.2.4. Kennzeichnung von Zitaten

Sprachwissenschaftler beziehen sich auf vorhandenes Wissen (s. o. § 2.1.4). Überall muss gekennzeichnet sein, welches Wissen der Sprachwissenschaftler in fertiger Formulierung übernimmt und welches er gerade selber formuliert. Übernommenes fertig formuliertes Wissen steht in Anführungszeichen.

Es ist unzulässig, etwas an Wortlaut oder Schreibung eines wörtlich übernommenen Zitates zu ändern. Nimmt man Auslassungen vor, so kennzeichnet man sie durch drei Punkte in eckigen Klammern. Auch jeder sonstige Eingriff des Verfassers in ein Zitat (sei es nun Korrektur, Zusatz oder Erläuterung) steht zur eindeutigen Kennzeichnung innerhalb eckiger Klammern, in aller Regel mit der Angabe "der/die Autor/in" oder "Anm. d. Verf." oder dem Namenskürzel des/r Autor/in. Also z.B.

Ein Thier, das Schmerz empfindet, mag in seiner Sprache rufen: Au! [sic; von der Gabelentz schreibt in einer Zeit, in der die Kursivierung objektsprachlicher Formen noch nicht allgemeiner linguistischer Brauch geworden ist. – Anm. d. Verf.] aber ein Gebilde wie

unsern Satz: Ich empfinde Schmerz, oder wie das lateinische "doleo" vermag es nicht zu schaffen; es mag wohl auch in seiner Sprache sagen: Burr! oder Plautz! aber es sagt nicht: Wir wollen auffliegen, oder: Da fällt etwas. (Gabelentz, Georg von der. 1901. *Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. 2. Aufl. Leipzig: Tauchnitz: 3)

Zur Form wörtlicher Zitate einige Beispiele: "Kürzere Zitate schließt man in Anführungsstrichen ein" (Poenicke 1988: 130). Die optische Heraushebung längerer Zitate gestaltet sich nach Poenicke (1988: 130) wie folgt:

Längere Zitate, d.h. etwa von drei Zeilen an, sollte man grundsätzlich drei Anschläge nach rechts einrücken und engzeilig tippen. Der Text gewinnt damit an Übersichtlichkeit [...] Da durch Einrückung und engzeilige Schreibweise eine klare optische Absetzung [...] gewährleistet ist, können bei ihnen die Anführungszeichen entfallen.

Eine übersichtliche Darstellung des Eingliederns von Zitaten in einen Satzzusammenhang gibt Poenicke (1988: 132f.). Er betont insbesondere, dass "Zitat und Satzführung syntaktisch und grammatisch so eng wie möglich aufeinander abzustimmen" sind (1988: 132).

Zitate binden die Stimme eines anderen Autors in die eigene Rede ein, als Basis für die eigene Argumentation, für eine Widerlegung, einen Zweifel, eine Weiterführung oder eine Analyse. Nachdem man den Autor zu Wort hat kommen lassen, muss man ihn nicht anschließend noch einmal paraphrasieren, so als ob er sich nicht hätte selbst ausdrücken können. Die Bedeutung eines Zitates ergibt sich klar durch den Kontext, in den es eingebettet ist. Ist das nicht der Fall, kann ich das Zitat auch weglassen. Das gilt auch für Tabellen, Graphiken, etc.: Entweder sind sie (nahezu) selbsterklärend und bieten eine klare Übersicht zu einem Sachverhalt oder eben nicht – aber dann braucht man sie auch gar nicht einzufügen. Kurz gesagt: Jeder Zusatz zum Fließtext soll für sich selber stehen können.

Ausnahmen sind Zitate in einer Sprache, die dem Leser nicht (mehr) geläufig ist, z.B.

Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienhafte Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische seyn. Sie ist nemlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen. (Humboldt, Wilhelm von. 1903 [1836]. *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts* [= Einleitung zu *Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java*. 3 Bde. Berlin], in: Bd. VII der Akademie-Ausgabe, Berlin: 46)

Hier ist es angebracht, die Bedeutung des Worts *genetisch* bei Humboldt zu erläutern: 'auf das Erzeugen, Hervorbringen bezogen', nicht 'auf Gene bezogen'.

NB: Fehlende Bezüge auf die einschlägige Literatur kennzeichnen eine Arbeit von vornherein als mangelhaft; umgekehrt beweist jedoch häufiges Zitieren allein noch keine wissenschaftliche Qualität.

3.2.5. Fußnoten und bibliographische Angaben im Text

Auf wissenschaftliche Literatur verweist man in Klammern oder in Fußnoten. Reine Stellenverweise kann man in Klammern in den Text eingliedern, nach dem Muster ('Nachname des Autors, Erscheinungsjahr der zitierten Arbeit und zitierte Seite'), z.B. (Grünlich 1957: 367) (sog. Autor-Jahr-System). Kommen Erläuterungen und Kommentare hinzu, empfiehlt sich, je nach Länge, eine Fußnote.

Die Autor-Jahr-Zitierung hat nicht nur den Vorzug der Kürze, sondern informiert auch über das Alter der zitierten Ansicht. Verwendet man die nachgedruckte Ausgabe eines alten Werks, sollte man daher nicht das Jahr des Nachdrucks, sondern des Originals zitieren, den Nachdruck aber im Literaturverzeichnis erwähnen.

Der Übersichtlichkeit und Bequemlichkeit für den Leser halber stehen die Fußnoten (wie der Name sagt) unten auf der Seite. Von Endnoten, die am Ende des Dokuments stehen und den Leser zu dauerndem Blättern zwingen, wird abgeraten. Fußnoten dienen primär nicht dem reinen Literaturverweis (der beim Autor-Jahr-System in den Text integriert wird), sondern enthalten Erläuterungen und Kommentare zum Haupttext. Sie können auch Sonderprobleme und Detailfragen ansprechen, oder, falls erforderlich, ausführlichere bzw. kommentierende Literaturangaben enthalten, die über den bloßen, im Haupttext integrierbaren Quellenverweis hinausgehen.

Es ist eine Geschmacksfrage, wieviel Text man in Fußnoten packt. Von zwei Extremen sei abgeraten: Ganz ohne Fußnoten alle Nebengedanken in den fortlaufenden Text zu schreiben macht diesen schwer lesbar. Sich umgekehrt in den Fußnoten zu verlieren oder gar die wichtigsten Gedanken in ihnen unterzubringen – als ob Fußnoten an sich besonders wissenschaftlich wären – kennzeichnet den Snob. Siehe auch oben § 2.4.

Autorennamen kann man in Kapitälchen setzen, z.B. GRÜNLICH 1957: 367. Das kann den Text übersichtlicher machen, ist aber auch Geschmackssache.

3.2.6. Gestaltung des Literaturverzeichnisses

Alle benutzten Werke **und nur sie** sind anzugeben. Hierbei trennt man nach Primär- und Sekundärliteratur, die jeweils alphabetisch nach dem Verfasser geordnet wer-

den. (Verwendet man mehrere Arbeiten eines Verfassers, so ordnet man diese am besten nach dem Erscheinungsjahr an.) Bei der benutzten Literatur auf vollständige Angaben achten. Unbedingt jeweils die neueste Auflage eines Werkes berücksichtigen (in Ausnahmefällen kann eine ältere Auflage besser oder zweckmäßiger sein). Die Vornamen von Autoren sind auszuschreiben. (Näheres s. Poenicke 1988: 152f.) Es ist übersichtlicher und wird daher empfohlen, selbstständig und unselbstständig erschienene Literatur optisch zu unterscheiden: bei ersterer werden die Titel kursiviert, bei letzterer in doppelte Anführungsstriche eingeschlossen. (Weiteres s. o. §§ 3.2.1 und 3.2.2) Das Literaturverzeichnis ist die Visitenkarte einer wissenschaftlichen Arbeit; oberstes Gebot bei der Gestaltung ist die Einheitlichkeit.

Merke: Ins Literaturverzeichnis gehören nur Bücher, die man selbst eingesehen hat. Das ist eine Sache der Ehrlichkeit! Bücher aus 'zweiter Hand' werden immer indirekt zitiert (e.g. P. Habicht nach Strauss 1999: 24). Es ist verboten, das Literaturverzeichnis zu 'tunen', indem nicht im Text erwähnte Arbeiten aufgeführt werden. Vgl. oben § 2.1.4.

Passend zur Zitierweise nach dem Autor-Jahr-System folgt auch hier das Erscheinungsjahr dem Verfassernamen. Ein mögliches Grundschema für die Angaben im Literaturverzeichnis ist²:

Einzelveröffentlichung:

Schema: Nachname des Verfassers/der Verfasserin, Vorname, Erscheinungsjahr, Buchtitel kursiv, ggfs. Herausgeber, ggfs. Reihentitel und Bandnummer in Klammern, ggfs. Auflage, Erscheinungsort, Verlag.

Ungerer, Friedrich & Hans-Jörg Schmid. 2006. *An introduction to cognitive linguistics*. Harlow: Person/Longman.

Szemerényi, Oswald. 1989. *Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft* (Die Altertumswissenschaft [ohne Bandnummer]). 3. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Trubetzkoy, Nikolaj S. 1971. *Grundzüge der Phonologie*. 5. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Sammelveröffentlichung:

Habermann, Mechthild & Peter O. Müller & Horst Haider Munske (Hrsg.). 2002. *Historische Wortbildung des Deutschen* (Reihe Germanistische Linguistik 232). Tübingen: Max Niemeyer.

² übernommen und erweitert aus dem "Stilblatt Linguistik" des Instituts für Englische Philologie (Helmut Gneuss, Angelika Lutz), bearbeitet von Patrizia Noel, Theo Vennemann, u.a.

Beitrag in einer Sammelveröffentlichung:

Schema: Nachname des Verfassers/der Verfasserin, Vorname, Erscheinungsjahr, Aufsatztitel in doppelten Anführungszeichen, "in": Name der Herausgeber, "(Hrsg.)" oder "(Hg.)" oder "(ed.)", Buchtitel kursiv, ggfs. Reihentitel und Bandnummer in Klammern, Erscheinungsort, Verlag, Seitenspannenangabe (dies mit dem sog. Halbgeviertstrich oder auch Langstrich (*en dash*) –).

Leiss, Elisabeth. 2002. "Die Wortart 'Verb'", in: Alan Cruse u.a. (Hrsg.), *Lexikologie: Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 15.1). Berlin: Walter de Gruyter, 605–616.

Seiler, Hansjakob. 1983. "Kollektiv und Sprachuniversalien.", in: Rot, Sandor (ed.), *Languages in Function. Materials of the 13th Annual Conference of the Societas Linguistica Europaea*, Budapest, September 3–6, 1980. Budapest: Hungarian Academy of Sciences: 9–19.

Wirsching, Christoph. 2017. "Indefiniteness in Khoekhoegowab", in: Anne-Marie Fehn (ed.), *Khoisan Languages and Linguistics. Proceedings of the 4th International Symposium July 11–13, 2011, Riezlern/Kleinwalsertal*. Köln: Rüdiger Köppe Verlag (Quellen zur Khoisan-Forschung, 36), 49–90.

Beitrag in einer Zeitschrift:

Schema: Nachname des Verfassers/der Verfasserin, Vorname, Erscheinungsjahr, Aufsatztitel in doppelten Anführungszeichen, "in": Zeitschriftentitel kursiv, Nummer der Zeitschrift, Seitenspannenangabe.

Labov, William. 1963. "The Social Motivation of a Sound Change". *Word* 19 (3), 273–309. <<https://doi.org/10.1080/00437956.1963.11659799>> (20. 05.2018).

Mailhammer, Robert & Stephen Laker & Theo Vennemann. 2003. "PGmc. +drepa, G treffen 'to hit'", in: *Studia Etymologica Cracoviensia* 8, 103–110.

Unveröffentlichte bzw. noch nicht veröffentlichte Darstellungen:

Welscher [Gojmerac], Iva. Im Ersch. *Mitteleuropa und Südosteuropa im Kontext der Theorie der alteuropäischen Toponymie*. Unveröffentlichte Dissertation, Universität München.

Internetseite:

Schema: Verfasser/in, Erstelldatum (falls bekannt), Titel der Seite in doppelten Anführungszeichen, <URL>, Datum des Zugriffs in Klammern. U.U. Belegexemplar ausdrucken oder Screenshot anfertigen.

Gesellschaft für bedrohte Sprachen e.V. 01.07.03. "Links zu verwandten Organisationen". <<http://www.uni-koeln.de/gbs/>>. (24.10.03.)

E-Mitteilung:

Schema: Liste / Verfasser/in <E-Adresse>, Absende-Datum, Betreffszeile in doppelten Anführungsstrichen, ggfs. Vermerk "Persönliche E-Mail", Datum des Zugriffs im Klammern. U.U.Belegexemplar ausdrucken oder Screenshot anfertigen.

Linguist List <linguist@linguistlist.org>. 03.07.03. "Historical Linguistics/ Semantics:Wanzeck (2003)". (06.07.03.)

3.3. Äußere Gliederung

In § 2.2.2 war schon von der Gliederung die Rede. Hier geht es um deren äußere Darstellung.

Titelblatt (üblicherweise zentriert)

Universität
Institut
Titel des Seminars
Name des Seminarleiters/der Seminarleiterin
Titel der Arbeit
Name und Matrikelnummer des Verfassers/der Verfasserin
Anschrift des Verfassers/der Verfasserin
Ablieferungstermin der Arbeit

Gliederung / Inhaltsverzeichnis

Das Inhaltsverzeichnis beginnt auf einer neuen Seite. Ab hier beginnt die Seitenzählung. Das Titelblatt, gleichsam der Buchdeckel, gehört noch nicht zur Seitenzählung. Die im Text der Arbeit verwendeten Gliederungspunkte sind durchz Nummerieren. Möglich sind Dezimalgliederung, Gliederung nach dem Schema A.I.1.a.α oder Gliederung in fortlaufenden Paragraphen. Nicht in die Nummerierung einbezogen werden das Literaturverzeichnis, das Abkürzungsverzeichnis und etwaige Anhänge.

Alle Gliederungspunkte sind mit Angabe der Seitenzahl in der Gliederung aufzuführen (auch dann, wenn die gleiche Seitenzahl mehrmals vorkommt). Vergessen Sie nicht, Einleitung, Literaturverzeichnis und ggf. Anhänge und Abkürzungsverzeichnis mit ihrer Seitenangabe hier zu nennen. Wer Formatvorlagen verwendet hat, kann sich der automatischen Indexfunktion des Textverarbeitungsprogramms bedienen.

Abkürzungsverzeichnis

(falls nötig)

Einleitung

Wiederum neue Seite. Hierhin gehören: kurze inhaltliche Hinführung, ggf. Eingrenzung des Themas, ggf. Erklärung von Symbolen bzw. Verfahrensweisen.

Hauptteil

Evtl. neue Seite.

Zusammenfassung

Evtl. neue Seite. Enthält Ergebnisse, Bewertung, Ausblick.

Literaturverzeichnis

Evtl. neue Seite; zur Gestaltung s. o. § 3.2.6.

Anhang

(Falls benötigt; Beginn auf neuer Seite) Für Abbildungen, umfangreichere Tabellen, Textbeispiele o.a.

3.4. Schriftwahl und Seitenlayout**3.4.1. Die Wahl der Schrift**

Die Wahl der Schrifttype ist nicht nur eine Frage des Geschmacks, sondern auch der Lesbarkeit. Auf dem Bildschirm sind serifenlose Schriften besser lesbar, auf dem Papier Serifenschriften. Etwas besser lesbar als die relativ eng laufende Times (New Roman) sind Schriften wie Calibri, Garamond, Gentium, Palatino.

Schrifttypen haben außerdem einen 'Charakter': streng, verspielt, edel, nüchtern u.a. Jede Schrift bringt eine eigene Welt von Assoziationen und einen eigenen Zugang zum Text mit sich. Ein Blick in die Typographie lohnt sich; z.B.:

<https://www.webmasterpro.de/design/article/typografie-12-wichtige-grundlagen-fuer-den-richtigen-einsatz-von-schriften.html>

<https://typo-info.de/>

<https://www.typografie.info/3/startseite/>

<https://www.typolexikon.de/>

<https://typefacts.com/editorial>

Für Fragen zu Schriften und Sonderzeichen bietet die folgende Internet-Seite Auskunft:

<http://www.sprachwiss.uni-muenchen.de/keyboard/index.html>

3.4.2. Seitenlayout

Seiten- und Absatzformat: DIN A4-Seiten, ein- oder zweiseitig ausgedruckt. Rand links 3–3,5 cm, rechts 2,5–3 cm, oben und unten je 2–3 cm. Blocksatz. Worttrennung im Normalfall einschalten. Für die unterschiedlichen Absatztypen wie Standardtext, Kommentartext, längeres eingerücktes Zitat, Überschriften verschiedener Grade usw. unbedingt Formatvorlagen benutzen!

Schriftgröße: 12 pt, zur Not 11 oder 13 pt.

Zeilenabstand: ca. 1,2zeilig.

Literaturhinweise

Andermann, Ulrich & Martin Drees & Frank Grätz. 2006. *Wie verfaßt man wissenschaftliche Arbeiten?* Ein Leitfaden für das Studium und die Promotion 3., völlig neu erarbeitete Aufl. Mannheim, Wien und Zürich: Dudenverlag.

Asmuth, Bernhard. 2003. "Perspicuitas", in: Gert Ueding (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Band 6 *Must–Pop*. Tübingen: Niemeyer, 814–874.

Eco, Umberto. 2020 *Wie man eine wissenschaftliche Abschlussarbeit schreibt*. 14. Aufl. Heidelberg: Müller (utb).

Gibaldi, Joseph. 1995. *MLA handbook for writers of research papers*. 4. Aufl. New York: Modern Language Association of America.

Hoffmann, Ludger (Hg.). 2010. *Sprachwissenschaft*. Ein Reader. 3., akt. u. erw. Auflage. Berlin & New York: De Gruyter.

Poenicke, Klaus. 1988. *Wie verfaßt man wissenschaftliche Arbeiten?* Ein Leitfaden vom ersten Studiensemester bis zur Promotion. 2., neu bearbeitete Aufl. Mannheim, Wien und Zürich: Dudenverlag. (Duden-Taschenbücher 21.)

Pohl, Thorsten. 2009. *Die studentische Hausarbeit*. Rekonstruktion ihrer ideen- und institutionengeschichtlichen Entstehung. Heidelberg: Synchron.

Spoerhase, Carlos. 2010. Rez. zu Pohl 2009. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 10-03-17, S. N5.

Standop, Ewald, & Matthias L.G. Meyer. 1998. *Die Form der wissenschaftlichen Arbeit*. 15., Überarb. Aufl. Heidelberg und Wiesbaden: Quelle & Meyer. (UTB 272.)

Stephany, Ursula & Claudia Froitzheim. 2009. *Arbeitstechniken Sprachwissenschaft*. Paderborn: Fink (utb).

"The Generic Style Rules for Linguistics"
<<https://www.eva.mpg.de/lingua/pdf/GenericStyleRules.pdf>> (19.03.2020)

"The Leipzig Glossing Rules: Conventions for interlinear morpheme-by-morpheme glosses "
<<https://www.eva.mpg.de/lingua/pdf/Glossing-Rules.pdf>> (17.03.2020).